

Der verhinderte Volkskomponist

Die Nummer eins der Sowjetunion: So sah sich der Komponist **Sergej Prokofjew**, als er 1936 in seine alte Heimat zurückkehrte. Doch bald musste er erkennen, wie gefährlich es sich im Schatten Stalins komponierte. Von Stephan Schwarz.

Mit eisernem Besen fegte der Große Terror durchs Land. Einen Leichenberg von einer Million Toten sollten die Säuberungsmaßnahmen hinterlassen, mit denen Stalins Gehilfen jahrelang ab 1936 die sowjetische Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzten. Vor allem auf die Eliten hatte man es abgesehen: Nicht enden wollende Eliminierungslisten enthielten die Namen einst verdienter Genossen aus Politik, Militär, Wissenschaft und Kunst, deren Trägern man konterrevolutionäre Umtriebe zur Last gelegt hatte. Um von der Bildfläche zu verschwinden, genühten Kleinigkeiten, manchmal die Tageslaune eines Apparatschiks oder eine simple Verwechslung. Wer verschont blieb, führte ein Leben in ständiger Angst. Nachvollziehbar, dass manch einer, hätte er die Möglichkeit dazu gehabt, das terrorverseuchte Land lieber heute als morgen verlassen hätte. Weniger nachvollziehbar, dass es andere gab, die fröhlich pfeifend hierher zurückkehrten. Wie der Komponist Sergej Prokofjew, den es ausgerechnet 1936, als der Wahnsinn lichterloh aufzuflammen begann, in seine alte Heimat zog.

Was genau ihn dazu bewog hatte? Man weiß es nicht. Sicherlich spielte das Heimweh eine Rolle, das er seit dem Wiedersehen mit sich herumschleppte, nachdem er 1927 – mittlerweile zehn Jahre in der Fremde – zum ersten Mal wieder russischen Boden betreten hatte. Auch hatten der warme Empfang, den man ihm bei seinen Gastspielen bereite, der Jubel, die vielen Auftrittsmöglichkeiten und Kompositionsaufträge seiner Künstlerseele geschmeichelt. Prokofjew mochte ein verlorener Sohn sein, aber er war kein Verstoßener. Völlig legal hatte er die Sowjetunion kurz nach der Okto-

berrevolution 1917 verlassen und galt nicht als Emigrant. Knapp 20 Jahre und einige enttäuschende Auslandserfahrungen später kam er mit sich überein, dass seine persönlichen Aussichten in der alten Heimat gar nicht so übel aussahen. Zumindest nicht übler als in New York oder in Paris, wo Prokofjew zuvor gelebt hatte und wo es zwar Luxusartikel und elektrische Rasierapparate gab, aber leider auch die beiden Kollegen Rachmaninow und Strawinsky, die ihm fortwährend den Rang des ersten russischen Komponisten am Platze streitig machten. In der Sowjetunion würde es ihm endlich gelingen, seinen ehrgeizigen Lebensplan in die Tat umzusetzen: die unangefochtene Nummer eins sein zu sein! Hiervon war Prokofjew fest überzeugt, als er mit seiner Frau Lina und den beiden Söhnen in Moskau eintraf – und bemerkte nicht, dass in diesem Moment die Falle zugeschnappt war.

Prokofjew passte sich an und bemühte sich nach Kräften, ein guter Sowjetbürger zu sein. Die künstlerische Freiheit, die er im Ausland genossen hatte, tauschte er ein gegen die Vorgaben des Sozialistischen Realismus, der Klarheit und Bildhaftigkeit vom Komponisten verlangte, eine für jedermann verständliche Tonsprache, in der sich die Errungenschaften des Bolschewismus verherrlichend widerspiegeln. Was geschehen konnte, wenn man diesen Vorgaben nicht entsprach, hatte Prokofjews Kollege Dmitri Schostakowitsch erfahren dürfen, der mit seiner Oper „Lady Macbeth von Mzensk“ direkt vor Stalins Flinte gelaufen war. 1936, zwei Jahre nach deren Uraufführung, hatte der „Stählerne“ das

Stück zum ersten Mal gesehen – und seinen durchweg negativen Eindrücken eine geharnischte Antwort hinterhergeschickt: Ein anonym, vermutlich von ihm selbst in Auftrag gegebener Artikel in der „Prawda“ mit dem Titel „Chaos statt Musik“ stempfte die Oper in Grund und Boden und bezichtigte ihren Komponisten recht unverblümt der musikalischen Konterrevolution. Zur gleichen Zeit, als sich Prokofjew in

Prokofjew war sich seines Sieges sicher – doch in Wirklichkeit tappte er in Stalins Falle

seiner neuen und geräumigen Vier-Zimmer-Luxuwohnung im Zentrum Moskaus einrichtete, richtete sich Schostakowitsch ein paar Straßen weiter darauf ein, der nächste zu sein, den man abholte. Er

soll stets einen gepackten Koffer unter seinem Bett gehabt haben, für den Fall, dass es nachts bei ihm klingelte.

Für Prokofjew hingegen liefen die Dinge zunächst zufriedenstellend. Mit der Kinderfabel „Peter und der Wolf“ landete er kurz nach seiner Rückkehr einen systemkonformen Welthit, und auch mit anderen Werken gelang es ihm, das ersehnte Massenpublikum auf seine Seite zu ziehen. Mit viel Geschick hatte er dafür die harmonischen Schroffheiten und Bizarrerien seiner bisherigen Musik abgemildert, sodass sie im sozialistisch-realistischen Sinne überzeugen konnte, ohne in Banalität abzugleiten. Auch mit den Sujets, die er vertonte – Werbetexte des Volkskommissariats der Lebensmittelindustrie, Märsche für Spartakiaden und ähnliches – dachte er, den Anforderungen der Gesellschaft Genüge zu tun und als Musterbeispiel eines bolschewistischen Volkskomponisten mit sich und der Partei im Reinen zu sein. Doch wie zu erwarten, ließ der

Ärger nicht lange auf sich warten; auch für ihn sollte das Katz-und-Maus-Spiel nun beginnen.

Dass morgen schon alles falsch sein kann, was heute richtig ist, ist eine Weisheit, die man sich zu Stalins Zeiten jeden Tag aufs Neue vor Augen halten musste. Selbst Prokofjew, der sich wegen seines Talents für unangreifbar hielt, merkte nach einer Weile, dass auch er sich auf relativ wenig verlassen konnte. Während man seinen Trinkspruch zu Stalins 60. Geburtstag mit Lautsprechern auf die Straßen übertrug, wurde ihm sein Beitrag zum 20. Jahrestag der Oktoberrevolution, eine Huldigungskantate auf Texte der großen sozialistischen Führer, unerwartet um die Ohren gehauen. Während man ihn für einen Teil seines Werks mit Stalinpreisen überhäufte (über die er sich aufrichtig freute), verhängte man Aufführungsverbote über Kompositionen, die Prokofjew in besonders linientreuer Absicht geschaffen zu haben meinte.

Was das Timing anging, schien ohnehin ein Fluch auf ihm zu lasten. Schon während der Zeit im Ausland war Prokofjew bei seinen ehrgeizigsten Kompositionsprojekten stets vom Pech verfolgt worden. Von den beiden Opern, die er außerhalb der Sowjetunion schrieb, gelangte zu seinen Lebzeiten nur „Die Liebe zu den drei Orangen“ zur verspäteten Uraufführung. Die Weltpremiere seines vielleicht größten Werkes überhaupt, die des okkult-wahnsinnigen, genial-wüsten „Feurigen Engels“, zerschlug sich immer wieder wegen dummer Termingeschichten. Dass „Timing“ aber auch noch etwas ganz anderes bedeuten konnte als krankheitsbedingt ausfallende Sänger oder unvorhergesehene Intendantenwechsel, war eine Erfahrung, die Prokofjew in der Sowjetunion häufig machen musste.



Sergej Prokofjew musste ständig auf der Hut sein, den Mächtigen zu gefallen – ein schier unmögliches Unterfangen.

Und wieder waren es vor allem die Bühnenwerke, die darunter zu leiden hatten. Mit „Semjon Kotko“, einer Oper, die den Triumph der Roten Armee im Ersten Weltkrieg verherrlicht und gleichzeitig deutsche Invasoren als üble Barbaren zeigt, dachte sich Prokofjew beim Oberssten Sowjet lieb Kind machen zu können. Doch stattdessen erlebte er ein Desaster.

Hatte man die Anspielungen auf das verteuflerte Hitlerdeutschland, den faschistischen Erzfeind, im Entstehungsjahr 1939 noch begrüßt, waren sie im Uraufführungsjahr 1940 schon wieder inopportun: Sehr zu Prokofjews Unglück hatten Deutschland und die Sowjetunion kurz vor der Premiere den Hitler-Stalin-Pakt unterschrieben, weswegen man in den Opernhäusern nun lieber die „Walküre“ sehen wollte als Opern über kinderfressende Teutonen. Typisch Prokofjew, dass ausgerechnet der Bruch dieses Vertrages seinem nächsten Bühnenwerk einen Strich durch die Rechnung machen sollte: Gerade hatte seine Vertonung von Sheridans ideologisch unverdächtig Komödie „The Duenna“ aus dem 18. Jahrhundert die Zensur passiert und sollte unter dem Titel „Die Verlobung im Kloster“ im Juni 1941 Premiere feiern, als deutsche Truppen in die Sowjetunion einmarschierten und an die Aufführung heiterer Opern gar nicht mehr zu denken war.

Ohnehin nahm das Hin und Her um sein Werk und seine Person in den 40er-Jahren immer bedenklichere Züge an. Schon seit 1939 durfte er, dem zuvor Gastspielreisen ins Ausland gestattet worden waren, die Sowjetunion nicht mehr verlassen. Eine Aufführung seiner Monumentaloper „Krieg und Frieden“ scheiterte an immer neuen Änderungsvorgaben, wo er ging und stand, hatte er das Gefühl, Steine in den Weg gelegt zu bekommen. Das Klima in der sowjetischen Kulturpolitik verschlechterte sich von Tag zu Tag, und spätestens ab 1945, als sich Stalins gefürchteter Handlanger Andrei Schdanow darum zu kümmern begann, gab es für Kulturschaffende überhaupt nichts mehr zu lachen. Zwar meinte Prokofjew in seltsamer Unbekümmertheit (und bis an die Zähne mit

Zeitinsel Prokofjew am Konzerthaus Dortmund

Ganz dem Schaffen des russischen Komponisten gewidmet ist das herbstliche Mini-Festival in Dortmund, das sich neben sämtlichen Klavierkonzerten mit unterschiedlichen Interpreten vor allem dem unbekannten Prokofjew widmet – unter anderem seiner selten zu hörenden komischen Oper „Die Verlobung im Kloster“.

30.10. Konzerthaus, Alexei Volodin, Denis Kozhukhin, Behzod Abduraimov, Sergei Babayan, Orchester des Mariinsky-Theaters St. Petersburg, Valery Gergiev (Klavierkonzerte Nr. 1-5)

31.10. Konzerthaus, Evgeny Akimov, Vladimir Moroz, Anastasia Kalagina, Larissa Diadkova u. a., Chor und Orchester des Mariinsky-Theaters St. Petersburg, Valery Gergiev („Die Verlobung im Kloster“)

01.11. Konzerthaus, Larissa Diadkova, Mikhail Petrenko, Chor und Orchester des Mariinsky-Theaters St. Petersburg, Valery Gergiev (Auszüge aus „Cinderella“, „Iwan der Schreckliche“)

www.konzerthaus-dortmund.de

Stalinpreisen bewaffnet), noch immer auf die schützende Aura seines Genies bauen zu können. Doch wer hier wen am Wickel hatte, sollte sich erst noch zeigen.

Das Jahr 1948 brachte eine ganze Reihe von einschneidenden Ereignissen im Leben des Sergej Prokofjew. Anfang Februar machte er sich in Freizeitkleidung und Filzstiefeln auf zu einer Sitzung der Moskauer Sektion des Komponistenverbandes. Hätte er gewusst, dass er zu seiner eigenen Hinrichtung ging, hätte der sonst so sehr auf Eleganz achtende Komponist wohl etwas anderes getragen. Während Schdanow persönlich auf dem Podium stand und über die Vielzahl formalistischer und antinationaler Komponisten im Land wettete, tat der zu spät gekommen Prokofjew so, als ginge ihn alles nichts an. Laut Augenzeugenberichten soll er während Schdanows Rede sogar eingenickt sein und die Veranstaltung vorzeitig verlassen haben. So bekam er zunächst auch gar nicht mit, dass er zusammen mit

dem ohnehin schon nervösen Schostakowitsch und dem Armenier Aram Chatschaturjan ganz oben auf einer von Stalin in Auftrag gegebenen schwarzen Liste stand. Erst als ihn die öffentliche Verurteilung seiner Person in Form eines offiziellen ZK-Beschlusses erreichte, begriff er den Ernst der Lage: dass nämlich ein solcher Beschluss nicht nur seine berufliche Existenz in größte Gefahr bringen konnte. Was möglicherweise mit Prokofjew passiert wäre, hätte man

die darauffolgende ebenso lautstarke wie demütige Selbstkritik nicht akzeptiert?

Noch im selben Februar lieferte ihm der sowjetische Geheimdienst hierzu ein Fallbeispiel. Wegen angeblicher Spionage wurde Prokofjews Frau Lina, von der er sich einige Jahre zuvor getrennt hatte, auf offener Straße verhaftet und nach einem absurden Prozess von nur wenigen Minuten zu 20 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt. Eine solche Aktion im unmittelbaren Umfeld des Komponisten konnte gar nicht anders denn als Warnung verstanden werden. Fortan bemühte sich Prokofjew noch mehr als sonst, dem System, dem er sich Jahre zuvor freiwillig ausgeliefert hatte, zu gefallen – und konnte es dessen Mächtigen

doch nur in den seltensten Fällen recht machen. Von gesundheitlicher Beeinträchtigung überschattet, durch die Willkürmaßnahmen unberechenbarer Funktionsträger belastet und nur noch selten von

In Freizeitkleidung und Filzstiefeln erschien Prokofjew zu seiner eigenen Hinrichtung

Erfolgslebnissen aufgeheult, schleppte sich sein Leben dem Ende entgegen. Seinen Hang zu schlechtem Timing sollte er bis ganz zuletzt beibehalten; nicht einmal die Freude über Stalins Tod war ihm vergönnt: Sergej Sergejewitsch Prokofjew starb in den Abendstunden des 3. März 1953 – genau 55 Minuten vor dem schrecklichen Diktator. Seinen Sarg schmückten Papierblumen. Die echten wurden für ein anderes Begräbnis gebraucht. ■